

CLARA BACHMANN

Ein gutes Ende

CLARA BACHMANN

EIN GUTES
ENDE

ROMAN

Lübbe



Cradle to Cradle Certified® ist eine eingetragene Marke des Cradle to Cradle Products Innovation Institute.



Originalausgabe

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Kossack, Hamburg.

Copyright © 2025 by Clara Bachmann
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln, Deutschland

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
produktsicherheit@bastei-luebbe.de

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten. Die Verwendung des Werkes oder Teilen davon zum Training künstlicher Intelligenz-Technologien oder -Systeme ist untersagt.

Textredaktion: Julia Abrahams, Grafing
Umschlaggestaltung: Christin Wilhelm, www.grafic4u.de
Einband-/Umschlagmotiv: © Bridgeman Giraudon, Berlin
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Gesetzt aus der Adobe Garamond
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7577-0166-6

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: lesejury.de

KAPITEL 1

Leipzig, 1881–1889

Die Glocke der Thomaskirche schlug Mittag, als Hedwig die Schürze ablegte und aus der Küche in den hinteren Teil der Wohnung ging. Ihre Mutter würde sicher mit ihr schimpfen, dass sie die zahlenden Gäste vernachlässigte, aber das nahm sie in Kauf.

An diesem Tag saßen nur fünf Studenten an dem großen Tisch mitten in der Stube, um sich von Henriette Brand und ihrer Tochter gegen ein kleines Entgelt Mittagessen servieren zu lassen. Stundenlang hatte Hedwig Kartoffeln geschält und Brühe gekocht. Doch das Servieren musste ihre Mutter diesmal allein übernehmen.

Im Schlafzimmer, das sie sich mit der Mutter teilte, nahm Hedwig die Haube ab und schlüpfte aus dem einfachen Wollkleid. Ihre jüngeren Brüder Oskar und Max waren in dem zugigen, kleinen Zimmer auf der anderen Seite des Flurs untergebracht. Während der zwölfjährige Oskar zu dieser Stunde noch in der Schule war, trieb sich der achtjährige Max Gott weiß wo herum. Hilfe im Haushalt war von den beiden nicht zu erwarten.

Mit kaltem Wasser aus der Waschschüssel rieb sich Hedwig den Schweiß und den Geruch nach Kohl von Händen und Armen. Es war nicht das erste Mal, dass sie sich in einem feinen Haus als Hilfe vorstellte, und inzwischen wusste sie, worauf die Herrschaften Wert legten. Sauber und gepflegt sollte sie aus-

sehen, aber keinesfalls zu hübsch, denn das würde die Dame des Hauses beunruhigen.

Schon vor Tagen hatte sie ihr gutes Kleid gewaschen und auch den Kragen ordentlich gebügelt. Dazu die Sonntagsschuhe geputzt, die zwar drückten, dafür aber nicht geflickt waren. Sie musste fleißig und zurückhaltend wirken, wie ein dienstbarer Geist, der niemandem auffiel, aber stets zur Stelle war.

Sie wusste nicht genau, was sie im Hause Rumschöttel erwartete, doch sie konnte kochen, putzen, Staub wischen, Geschirr spülen, Silberbesteck polieren und war es gewohnt, hart zu arbeiten. Seit sie nicht mehr zur Schule ging, hatte sie in einigen Häusern ausgeholfen, wenn der Frühjahrsputz anstand oder eine größere Gesellschaft an Gästen erwartet wurde. Ihre Mutter hatte bisher nichts dagegen gehabt, solange sie weiterhin beim Mittagstisch in der Centralstraße half.

Das sollte sich nun ändern.

Hedwig hoffte, dass sich mit einer festen Anstellung endlich eine Möglichkeit bot, aus der mütterlichen Wohnung auszuziehen. In letzter Zeit hatte es immer öfter Streit zwischen ihnen gegeben, hauptsächlich wegen des Lebenswandels ihrer Mutter. Die Anzeige der Rumschöttels war da gerade recht gekommen.

Dienstmädchen für Pflege und Unterstützung unserer älteren Mutter gesucht. Leichte Hausarbeit. Einfache Kost und Logis, zusätzliche Bezahlung.

In dem kleinen Spiegel neben der Zimmertür überprüfte Hedwig ihre Erscheinung und schob die Haube zurecht. Der Mantel war schon recht zerschlissen, aber der April war zu kühl und regnerisch, um auf ihn zu verzichten. Ihr Spiegelbild schien ihr Mut zuzusprechen. Der Blick aus den blaugrauen Augen war fest auf sich selbst gerichtet. Sie war nun vierzehn Jahre alt und wahrlich kein Kind mehr. Es musste ihr einfach gelingen, diese Stelle zu bekommen.

Der Weg nach draußen führte durch die Speisestube, und kaum hatte sie einen Fuß hineingesetzt, hörte sie ihre Mutter vom Kopfende des Tisches über die lebhaften Gespräche hinweg nach ihr rufen.

»Ich brauche dich hier beim Servieren, Hedwig! Bring noch einen zusätzlichen Teller aus der Küche!«

Offenbar hatte Henriette vergessen, dass Hedwig ihr am Abend zuvor mitgeteilt hatte, den Mittagstisch dieses Mal früher zu verlassen. Einen Grund hatte Hedwig nicht genannt, damit Henriette nicht auf die Idee käme, ihr das Vorhaben auszureden. Sie waren sich nur kurz begegnet, und ihre Mutter war schon wieder betrunken gewesen.

Sollte sie sich doch von Männern aushalten lassen – Hedwig hatte nicht vor, es ihr nachzutun.

Damit es keinen Ärger gab oder die Mutter sie unnötig aufhielt, griff Hedwig in der Küche nach einem sauberen Teller und brachte ihn an den Tisch. Henriette schöpfte gerade Eintopf und sah Hedwig erstaunt an.

»Was hast du dich denn so herausgeputzt?«, fragte Karl, der schon seit Beginn seines Jurastudiums vor sechs Monaten regelmäßig zu ihnen kam.

»Was geht's dich an?«

»Hedwig!«, sagte ihre Mutter scharf, und widerwillig senkte Hedwig den Blick.

Sie mochte es nicht, wenn sie vor Gästen gemaßregelt wurde. »Ich gehe mich auf eine Stellung bewerben, wenn ihr es unbedingt wissen müsst«, gab sie zu.

Ihre Mutter musterte sie kurz und verzog kaum merklich den Mund, erwiederte aber nichts. Vermutlich, um vor den Gästen das Gesicht zu wahren.

»Na, da wird sich der Hausherr aber freuen«, schaltete sich nun Anton, ein weiterer Student, ein.

Er war erst zweimal bei ihnen gewesen, und darüber war sie

froh. Er war ein unangenehmer Kerl, der ihr fortwährend anfüßliche Blicke zuwarf.

»Für ein so hübsches Mädel findet sich ja immer etwas zu tun«, fuhr er fort und zwinkerte ihr zu.

Ihre Mutter hielt wie immer den Blick abgewandt, sie würde die Gäste nicht in die Schranken weisen, solange sie nicht übergriffig wurden. Geld war schließlich Geld. Und ob man es auf die eine oder andere Weise verdiente, spielte für sie kaum eine Rolle.

Hedwig schluckte die Widerworte herunter, schloss den Mantel und richtete sich kerzengerade auf. Ohne ein weiteres Wort verließ sie Stube und Wohnung und lief hastig die Treppe hinunter. Sie wusste, sie würde hart arbeiten müssen, um sich ihren Unterhalt zu verdienen, aber das Leben, das ihre Mutter führte, schien ihr unerträglich. Allein bei dem Gedanken daran, wie irgend so ein schmieriger Kerl seine Hände auf ihre Schultern legte, wurde ihr übel. Es war wirklich höchste Zeit, dass sie hier wegkam.

Es war nur ein kurzer Fußweg bis zum Hause Rumschöttel, doch der Wind blies kalt, und Hedwig fror in ihren dünnen Sonntagsschuhen. Schon nach kurzer Zeit klapperte sie mit den Zähnen.

Schnellen Schrittes lief sie am Langen Haus vorbei durch Lehmanns Garten. Auf der Baustelle dort herrschte geschäftiges Treiben, es sollten eine ganze Reihe Häuser im neuen Stil errichtet werden. Jeden Tag schien Leipzig ein weiteres Stück zu wachsen und sich auszudehnen. Die Menschen strömten in Scharen vom Land hierher.

Als Hedwig die Plagwitzer Straße überquerte, musste sie einer Droschke ausweichen. Nur knapp entging sie dem aufspritzenden Wasser. Sie war froh, dass ihr Mantel sauber geblieben war. Kurz hielt sie inne und richtete den Blick nach oben

auf die Giebel und Türme der Jugendstilbauten. Wie gern würde sie in einem dieser prächtigen Häuser wohnen. Selbst die kleinste Kammer oder das zugigste Zimmer wäre besser als die mit Mutter und Brüdern geteilte Wohnung, in der es keinerlei Rückzugsmöglichkeit gab und ein jeder alles über den anderen wusste.

Ein wenig außer Atem und mit vor Kälte geröteten Wangen erreichte sie schließlich das Haus in der Lessingstraße 8. Das Gebäude war weniger verspielt als die Jugendstilbauten, aber dennoch stattlich. Hier wohnten wohlhabende Leute, das erkannte man gleich. Auf den Fensterbänken der Beletage standen Blumenkästen, die jetzt im April noch nicht bepflanzt waren. An der imposanten Eingangstür befand sich statt eines almodischen Türklopfers bereits ein Klingelknopf, den Hedwig nach einigem Zögern drückte.

Es dauerte einen Moment, bis sie auf der anderen Seite sich nähernde Schritte hörte. Die Tür schwang auf, und eine ältere Frau mit einer weißen Schürze über dem dunklen Kleid blickte sie fragend an.

»Guten Tag, mein Name ist Hedwig Mahler. Ich bin wegen der Anzeige hier.«

Die Hausdame musterte sie interessiert, wenn auch nicht besonders freundlich. Doch Hedwig ließ sich nicht einschüchtern. Sie hob das Kinn. Sie war sich sicher, dass die Frau jenseits der Schwelle einmal genau wie sie angefangen hatte. Ganz unten. Es gab also keinen Grund, sich entmutigen zu lassen. Irgendwo fingen sie alle an.

»Ist die Stelle noch frei?«

Die Frau nickte widerwillig. Vielleicht hatte sie an diesem Tag schon zu oft zur Tür rennen müssen und war es leid, ihrer Herrschaft ausgemergelte und zerrupfte Hühnchen vorzuführen.

»Passt es gerade für ein Gespräch mit den Herrschaften, oder soll ich an einem anderen Tag wiederkommen?«

Einen Moment lang glaubte Hedwig, die Frau würde ihr die Tür vor der Nase zuschlagen, doch dann schob sie diese mit hochgezogenen Brauen auf und ließ Hedwig eintreten.

»Es passt. Die Herrschaften haben gerade ihr Mittagessen beendet und sitzen noch zu Tisch.«

Noch einmal maßen sie sich mit Blicken, aber Hedwig weigerte sich, auch nur mit der Wimper zu zucken. Diese Sorte Damen kannte sie zur Genüge. Sie verstanden sich als eigentliche Herrinnen des Haushalts. Man durfte vor ihnen keine Schwäche zeigen. Also sah Hedwig ihr direkt in die Augen. *Wir sind nicht so verschieden, du und ich. Wir stammen aus denselben Verhältnissen*, dachte sie.

»Hier entlang«, sagte die Frau und bedeutete Hedwig, ihr zu folgen.

Hedwig versuchte, nicht allzu eingeschüchtert zu wirken, als sie das Treppenhaus betrat. Gemusterte Fliesen in Blau, Gelb und Weiß schmückten den Eingangsbereich. Die Treppe selbst war aus dunklem Holz, über die Stufen zog sich ein mattblauer Läufer. Der Holzlauf war glatt poliert und stabil. Ganz anders als im Treppenhaus in der Centralstraße, wo man nie sicher war, ob das Geländer das eigene Gewicht im Zweifelsfall auch wirklich trug.

Die Frau führte sie in einen Salon mit großen Fenstern, hinter denen ein kleiner Innenhof lag. Sie deutete auf eine Chaiselongue, auf der Hedwig Platz nehmen sollte. Dann verließ sie das Zimmer.

Während Hedwig wartete, sah sie auf ihre frisch geputzten Schuhe hinab und kam sich auf einmal sehr ärmlich vor. Von so viel Schönem war sie sonst nie umgeben. Die Birkners in Weißenfels, bei denen sie den Großteil ihrer Kindheit verbracht hatte, waren zwar liebevolle, aber auch sehr arme Leute gewesen. Das monatliche Kostgeld, das sie von Henriette erhielten, hatten sie für das Nötigste ausgegeben. Für schöne Bilder und

bequeme Einrichtungsgegenstände war kein Geld da gewesen. Zuerst hatte Henriette nur Hedwig in Pflege gegeben, weil ihr neuer Ehemann, Oskars Vater, sie nicht als Tochter akzeptierte und aus dem Haus haben wollte. Doch als diese Ehe in die Brüche gegangen war und Henriette sich nach anderen Gönern umgesehen hatte, war auch Oskar nach Weißenfels gekommen. Nur wenige Jahre später folgte dann Max.

Seit ihre Mutter sie zu sich nach Leipzig geholt hatte, gab es zwar mehr zu essen, üppig war es dennoch nicht. Gelegentlich brachte die Mutter ein neues Schmuckstück von einem der vielen Verehrer heim, aber es konnte passieren, dass sie es schon wenige Tage danach wieder versetzte. Einen gepolsterten Diwan oder gar einen echten Kronleuchter konnten sie sich nicht leisten.

Man ließ sie warten, aber das machte Hedwig nichts aus. Inmitten dieser Pracht träumte sie davon, einmal ein solches Haus zu besitzen. Neben der Tür hing sogar eine Kordel, mit der die Dienerschaft herbeigerufen werden konnte.

Auf der Kommode an der Wand lagen Wochenzeitschriften, auf dem niedrigen Tischchen vor ihr aufgeschlagen eine Ausgabe der *Gartenlaube*, als ob gerade noch jemand darin gelesen hätte. Im Kamin prasselte ein Feuer, sodass es trotz des kühlen Tages mollig warm im Zimmer war.

Nach einer Weile hörte sie Schritte im Flur, kurz darauf öffnete sich die Tür, und ein Herr trat ein. Über dem Hemd trug er eine gut sitzende Weste, aus deren Tasche eine kleine Goldkette hing. Gesetzten Schrittes kam er auf Hedwig zu, und sie sprang auf, um ihm die Hand entgegenzustrecken.

»Nicht doch, bleiben Sie ruhig sitzen, Fräulein. Mögen Sie einen Kaffee? Ich habe Pauline angewiesen, zwei Tassen zu bringen, aber vielleicht möchten Sie lieber eine Limonade? Es spricht sich leichter mit einem Getränk.«

Hedwig hatte noch nie zuvor Kaffee getrunken und hätte

ihn gern probiert. Aber sie wollte bescheiden wirken und war besorgt, dass er ihr womöglich nicht schmecken würde.

Daher antwortete sie nur: »Sehr gern eine Limonade, bitte.«

Carl Rumschöttel setzte sich in einen der gemusterten Sessel und schlug die Beine übereinander. Pauline, die Hausdame, stellte eine Tasse Kaffee auf dem niedrigen Tisch zwischen ihnen ab und ging wieder davon, um die Limonade zu holen. Hinter Rumschöttels Rücken warf sie Hedwig einen Blick zu, der bei nahe spöttisch wirkte. Als wolle sie sagen: *Wir werden sehen, wie du dich schlägst.*

»Sie haben also unsere Anzeige gelesen?«, begann Rumschöttel das Gespräch.

Hedwig bejahte.

»Meine Mutter leidet an der Gicht und kann sich schlecht allein ankleiden. Wir suchen jemanden, der rund um die Uhr bei uns ist und auch nachts zur Verfügung steht. Das ist nicht leicht zu finden, denn die meisten Frauen wollen abends nach Hause zu ihrer Familie. Wie alt sind Sie?«

»Fünfzehn«, antwortete Hedwig und schwindelte dabei nur ein wenig.

Die Jahre spielten keine Rolle, wenn man in diesen schon so viel erlebt hatte wie sie.

Sein Blick fiel auf die *Gartenlaube*, daher fügte sie rasch hinzu: »Ich bin ganze drei Jahre zur Schule gegangen.«

Zufrieden nickte er. Vermutlich würde es auch zu ihren Aufgaben gehören, der alten Rumschöttel vorzulesen.

»Und Sie stammen aus Leipzig?«

Unmerklich versteifte sich Hedwig. Natürlich würde ihr zukünftiger Dienstherr wissen wollen, aus welchem Haus sie stammte. Sie wollte nicht rundheraus lügen, aber die ganze Wahrheit zu sagen, stand völlig außer Frage. Sie hoffte ohnehin, dass er keine weiteren Erkundungen über sie einholen würde, immerhin besaß ihre Mutter bei der Polizei in Leipzig bereits

eine Akte, und was sich darin fand, hatte wenig mit Anstand und Sitte zu tun.

Fieberhaft dachte sie darüber nach, wie sie antworten sollte, und entschied sich dann für einen Mittelweg. »Ich bin in Weißenfels aufgewachsen, und seit letztem Jahr lebe ich mit meiner Mutter und den Brüdern hier.«

Dass sie keinen Vater erwähnte, sollte Herrn Rumschöttel als Auskunft genügen. Mochte er ruhig denken, dass sie alle zusammen in Weißenfels gelebt hatten und ihr Vater verstorben war. Niemand würde ein Bastardkind aus ärmsten Verhältnissen in seinen reichen Haushalt aufnehmen wollen.

»Und Sie haben schon anderswo gearbeitet? In welchem Haus, wenn ich fragen darf?«

Rasch nannte ihm Hedwig einige Familien, bei denen sie ausgeholfen hatte. Ihr Herz klopfte aufgeregt, und wenn sie nicht aufpasste, würde sie sich bei diesem Gespräch noch verhaspeln. Vorsichtig nahm sie einen Schluck Limonade, während Rumschöttel Pauline anwies, seine Mutter zu holen, damit auch sie die neue Hilfe in Augenschein nehmen konnte.

Das wertete Hedwig als gutes Zeichen, denn wenn er sie ablehnen wollte, wäre ein Kennenlernen schließlich nicht notwendig gewesen.

Als sich die Tür zum Salon das nächste Mal öffnete, erschien Pauline mit einer alten Frau im Rollstuhl. Sicher war sie früher einmal eine stattliche Dame gewesen, doch nun wirkte sie zusammengesunken. Ihr Haar war zu einem strengen, hellgrauen Zopf geflochten, der auf ihrem Kopf festgesteckt war, und das Leben hatte ihr tiefe Falten ins Gesicht ge graben. Doch die blauen Augen blickten wach aus dem etwas runden Gesicht.

Statt einer Begrüßung blaffte sie: »Gut geputzte Schuhe, das gefällt mir.«

Hedwig beeilte sich, aufzustehen, und reichte ihr die Hand.

Sie war ein wenig eingeschüchtert von dieser Dame der feinen Gesellschaft.

Die alte Frau Rumschöttel nickte nur kurz, während sie Hedwig weiter neugierig musterte. »Du siehst dünn aus«, sagte sie skeptisch. »Ich frage mich, ob du überhaupt kräftig genug bist, um die Aufgaben zu erfüllen..«

»Ich bin es gewohnt, hart zu arbeiten. Meine Geschwister und ich haben in Weißfels einem Schuster geholfen. Wir mussten die geflickten Schuhe viele Kilometer weit zu den Bauernhöfen tragen. Ich scheue mich nicht vor der Arbeit.«

»Das haben schon andere vor dir behauptet.« Sie zog ein gebundenes Buch aus den Falten ihres Rocks. Auffordernd streckte sie es Hedwig entgegen. »Lies ein Stück, damit ich hören kann, ob deine Stimme etwas taugt.«

Hedwig warf dem Hausherrn einen fragenden Blick zu, doch dieser nickte nur amüsiert, und sie hatte den Verdacht, dass dies der Hauptgrund war, warum die Rumschöttels bisher noch keine Aushilfe eingestellt hatten. Es gab schließlich genug ledige Fräulein wie sie, die Arbeit suchten und nicht am Abend zu ihren Familien mussten.

Hedwig räusperte sich und schlug das Buch auf. *Die geheimnisvolle Insel* eines gewissen Jules Verne. Hedwig hatte noch nie von ihm gehört, merkte jedoch schnell, dass es sich wohl um eine Art Abenteuerroman handelte.

Die Geschichte begann mit dem Absturz eines Heißluftballons, und gern hätte sie mehr erfahren, doch nach wenigen Seiten unterbrach die Rumschöttel das Vorlesen.

Nervös wartete Hedwig auf das Urteil. Sie wusste, dass sie keine üble Vorleserin war. Sie sprach deutlich und laut genug, damit andere sie verstehen konnten.

Vor Jahren hatte sie bei einer Gemeindeaufführung in Weißfels einmal das Dornröschen gespielt, und man hatte ihr einen Hang zum Theatralischen bescheinigt. Dennoch war sie

über die unbekannten Namen in diesem Text gestolpert, ebenso wie über einige komplizierte Worte, die sie noch nie im Leben gehört hatte.

Nach einem Moment nickte die alte Rumschöttel jedoch zufrieden. Ein Lob machte sie Hedwig nicht, stattdessen sagte sie einfach: »Du hättest hier im Haus ein eigenes Zimmer, auch wenn es recht klein ist. Einen freien Tag alle zwei Wochen. Dafür Kost und Logis und einen Lohn von fünf Mark in der Woche.«

Das war weniger, als sich Hedwig erhofft hatte, aber da sie erst am Anfang stand, nickte sie zustimmend. Vor Aufregung und Freude schlug ihr das Herz bis zum Hals. Sie konnte kaum fassen, dass sie es tatsächlich geschafft hatte.

»Wann kannst du anfangen?«

»Sofort?«

Rasch wurden sie sich einig. Hedwig sollte noch am selben Tag ihre Sachen holen. Rumschöttel bot ihr sogar an, einen Diener mitzuschicken, der ihr beim Tragen half. Doch sie lehnte ab, da sie kaum mehr besaß, als in einen Koffer passte. Außerdem wollte sie nicht, dass irgendjemand erfuhr, wie schlimm es tatsächlich um ihre Familie stand. Ihr war bewusst, dass sie von nun an den größtmöglichen Abstand zu ihrer Mutter halten musste, um zu vermeiden, dass sie jemand mit ihr in Verbindung brachte.

Als Hedwig wieder auf der Straße stand, atmete sie tief durch. Ein wenig mulmig war ihr schon bei dem Gedanken, nun auf die Gnade der Rumschöttels angewiesen zu sein. Sie hatten ihr aufgetragen, am Nachmittag aufs Polizeirevier zu gehen, um sich dort ein Gesindebuch ausstellen zu lassen. Das benötigte sie für diese und folgende Anstellungen, denn es diente ihr gleichzeitig als Zeugnisbuch. Es war Hedwigs erste richtige Anstellung, und sie fühlte sich gleichzeitig unsicher und erwachsen.

Doch mit jedem Schritt, mit dem sie sich der mütterlichen Wohnung wieder näherte, wuchs ihre Freude darüber, endlich aus der Centralstraße fortgehen zu können. Obwohl sie in Zukunft weniger Zeit für sich selbst haben würde, fühlte sie sich zum ersten Mal in ihrem Leben frei.

KAPITEL 2

Als sie die Wohnung betrat, war der Mittagstisch längst aufgehoben. In der Küche stapelte sich das schmutzige Geschirr, doch von der Mutter war nichts zu sehen. Auch Max und Oskar trieben sich noch immer draußen herum.

Wie schlafwandelnd ging Hedwig in die Kammer und nahm den kleineren der beiden Koffer vom Schrank. Sie besaß nicht viel, das sie mitnehmen wollte. Außer dem guten Kleid, das sie trug, noch zwei weitere, einfache Kleider, Strümpfe und Unterwäsche. Ein zweites Paar Schuhe und ein Nachthemd. Das war schnell gepackt.

Zum Schluss nahm sie die kleine Zigarrenkiste vom oberen Schrankbord. Darin bewahrte sie zwei Bleistifte und einen kleinen Stoß eng beschriebenen Papiers auf. Lediglich sie selbst konnte entziffern, was darauf stand. Es waren die Geschichten, die Vater Birkner bei Spaziergängen oder abends in der Stube erzählt hatte, wenn sie nach dem Abendbrot zusammengesessen hatten, weil nur in diesem einen Raum ein Feuer brannte und es in den Schlafzimmern zu kalt war.

Zunächst hatte sie ausschließlich seine Geschichten aufgeschrieben, aber seit einiger Zeit schrieb Hedwig auch ihre eigenen Einfälle auf. Vor allem Dinge, von denen sie träumte oder die sie gern erlebt hätte. Das Schreiben fiel ihr leicht, obwohl sie nur kurz zur Schule gegangen war und es ihrer Handschrift erheblich an Eleganz mangelte.

Häufig kam sie allerdings nicht dazu. Sie tat es heimlich, nachts bei Kerzenschein, wenn alle anderen schon schliefen.

Oder in den wenigen ruhigen Minuten nach dem Mittagstisch, wenn Mutter und Brüder nicht daheim und die Gäste schon verschwunden waren.

Oskar und Max lachten sie aus, wenn sie Hedwig dabei erwischten, und ihre Mutter riet ihr, sich mehr um ihr Aussehen als um die Schreiberei zu kümmern. Doch Hedwig wollte nicht davon lassen, es war eines der wenigen Dinge, die ihr Freude bereiteten.

Auf der Straße fuhr eine Droschke vor, und durch das offene Fenster hörte sie lautes Lachen. Mit einem letzten Blick durch das Zimmer nahm sie den Koffer in die Hand und machte sich auf den Weg. Gerade als sie die Wohnungstür erreichte, wurde diese schwungvoll geöffnet.

Überrascht sah ihre Mutter sie an. Unter dem dünnen Mantel trug sie ihr feines Kleid mit den roten Blumen auf schwarzem Grund. Der Ausschnitt war für das kalte Wetter viel zu tief, und ihr Gesicht nicht nur von der Kälte gerötet. Hedwig ahnte, dass sie von einer ihrer zahlreichen Herrenbekanntschaften kam. Dass es sich bei diesen nachmittäglichen Ausflügen keineswegs um Einladungen zum Tee handelte, hatte Hedwig nach ihrer Ankunft in Leipzig schnell herausgefunden.

»Wo willst du denn mit dem Koffer hin?«, fragte sie.

Hedwig roch den Alkohol in ihrem Atem und straffte die Schultern. »Ich trete eine Stellung an und ziehe aus.«

Langsam trat die Mutter auf den Flur und legte den Mantel ab. »Dann lässt du mich also im Stich«, stellte sie kühl fest und wankte dabei ein wenig. »Wie soll ich denn all die Herren beim Mittagstisch allein versorgen?«

»Ich bin sicher, dass Max und Oskar auch zu etwas nutze sind.«

Ihre Mutter schnaubte. »Oskar steckt den halben Tag lang die Nase ins Buch, und nur der liebe Gott weiß, wo sich Max herumtreibt, dieser kleine Tunichtgut! Von denen ist sicher

keine Hilfe zu erwarten.« Als sie sich wieder zu Hedwig umdrehte und die Hände in die Hüften stemmte, wurde ihr Blick beinahe gehässig. »Aber gut, versuch dein Glück, du wirst schon sehen, was du davon hast. Komm dann aber nicht heulend angerannt, wenn sich der Hausherr gar zu sehr für deine Unteröcke interessiert.« Sie winkte ab. »Immerhin habe ich dann die Schlafkammer für mich allein.«

Einen Moment lang maßen sie sich mit Blicken, bis Hedwig trotzig wegsah. Ihr war bereits jetzt nach Weinen zumute, aber sie schluckte die Tränen herunter. Was hatte sie auch erwartet? Dass ihre Mutter sie anflehen würde zu bleiben? Dass sie Hedwig versprechen würde, sich eine anständige Arbeit zu suchen und sich von nun an um ihre Kinder zu kümmern?

Bilder stiegen vor ihrem inneren Auge auf. Erinnerungen an das, was letzten Monat erst geschehen war. Bleich und schwach hatte sie ihre Mutter in der Stube gefunden, als sie vom Markt zurückgekehrt war. Die Tücher, auf denen sie gelegen hatte, waren blutdurchtränkt gewesen. Ihre Mutter war sogar zu schwach gewesen, sich selbst eine Suppe zu kochen.

Mit zitternder Stimme hatte sie Hedwig gebeten, frische Tücher zu holen, und Hedwig hatte sich alle Mühe gegeben, es ihr so bequem wie möglich zu machen. Sie hatte sie ins Bett gebracht, aus dem sie drei lange Tage kaum aufgestanden war, und Hedwig musste ihr bei den einfachsten Dingen helfen. Doch einen Arzt zu holen, hatte ihre Mutter verboten.

»Zu niemandem ein Wort, Hedwig, hörst du?«, hatte sie ihr eingeschärft, und auch den Brüdern wurde strengstes Stillschweigen auferlegt. Über Besuche bei der Engelmacherin sprach man nicht.

Während ihre Mutter von Fieberträumen geplagt wurde und Hedwig geglaubt hatte, sie würde jeden Moment das Zeitliche segnen, hatte sich Hedwig geschworen, dass es ihr niemals so ergehen würde. Wahrscheinlich wusste die Mutter nicht einmal,

welchem ihrer zahlreichen Verehrer sie dieses Elend zu verdanken hatte. Aber selbst wenn sie es gewusst hätte, änderte es nichts an dem, was geschehen war. Keiner dieser feinen Herren hegte die Absicht, ihre Mutter zu heiraten. Sie nutzten sie aus, genauso wie ihre Mutter sie ausnutzte. Trotzdem hatte Hedwig das Gefühl, ihre Mutter zog bei diesem Geschäft den Kürzeren.

Sie durfte hier nicht länger bleiben, so viel stand fest, sonst würde es ihr eines Tages womöglich genauso ergehen. Hedwig konnte ihr nicht helfen, und Jammern hatte noch niemanden weitergebracht.

»Lebe wohl, Henriette«, sagte sie mit einem letzten Blick auf die Frau, die ihr nie die Mutter gewesen war, die sich Hedwig gewünscht hatte. Weder ihr noch den Brüdern.

Sie ließ die deprimierende Wohnung hinter sich. Auf sie wartete ein anderes Leben, da war sie sich sicher.

Stumm ließ ihre Mutter sie gehen.

KAPITEL 3

Der Koffer in ihrer Hand wurde immer schwerer, und Hedwig war froh, als sie endlich die Lessingstraße erreichte. Seufzend stellte sie das Gepäck ab und klingelte zum zweiten Mal an diesem Tag an der reich verzierten Holztür.

Erneut öffnete ihr Pauline und winkte sie herein. »Ich zeig dir deine Kammer, und dann soll ich dich gleich zu Frau Rumschötzel bringen. Sie will heute früher schlafen gehen, und du sollst ihr beim Auskleiden helfen. Aber pack vorher deine Sachen aus. Hast ja nicht viel dabei.«

Der Blick, den sie auf Hedwigs Koffer warf, war recht mitleidig, und Hedwig verspürte die altbekannte Scham, die ihr als Röte den Hals hinaufkroch.

»In Zukunft wirst du wie alle Dienstboten den Lieferanteneingang auf der Rückseite des Hauses benutzen. Ich zeige dir nachher noch die zweite Treppe.« Pauline führte sie hinauf in den dritten Stock, direkt unters Dachgeschoss, und dort ans Ende des Gangs. Mit einem Lächeln, das sowohl belustigt als auch schadenfroh wirkte, öffnete sie eine schmale Tür und gab damit den Blick auf einen winzigen Raum frei. »Ihr Zimmer, Madame.«

Darin standen ein eisernes Bettgestell und ein Stuhl, an der Wand waren vier Kleiderhaken angebracht. Auf dem Boden lag eine umgedrehte Waschschüssel. Es roch muffig.

»Bettwäsche bringe ich dir am Abend.« Pauline deutete auf den Koffer. »Manche Mädchen bringen abschließbare Weidentruhen mit, aber das ist hier wohl nicht der Fall. Ich sehe zu, ob

sich so etwas noch im Haus finden lässt. Damit du deine Sachen einschließen kannst.«

Zaghhaft nickte Hedwig. Da Rumschöttels jederzeit in ihr Zimmer kommen durften, war ihr der Gedanke recht, ein paar Sachen für sich behalten zu können. Vor allem ihre Papiere und private Post.

»Hast du dein Gesindebuch?« Auffordernd streckte ihr Pauline die Hand entgegen, und Hedwig beeilte sich, das nagelneue Dokument aus der Manteltasche zu ziehen.

Pauline blätterte hinein und runzelte die Stirn. »Ich dachte, dein Name ist Hedwig Mahler? So hast du dich vorgestellt.«

»Ja, das ist mein Name.«

»Hier steht aber Ernestine Friederike Elisabeth.«

»Das ist mein Taufname.«

Der Blick der Hausdame wurde misstrauisch. »Und was ist dann Hedwig? Dein Bühnenname oder was?«

Erneut kroch ihr die Hitze ins Gesicht. »Alle nennen mich Hedwig, so hat es sich eingebürgert, selbst meine Mutter.«

»Alberne Marotte«, erwiderte Pauline kopfschüttelnd, beließ es aber dabei. »Na schön, pack aus, und komm dann in die Küche.« Mit diesen Worten drehte sie sich um und ließ Hedwig allein in der Kammer zurück, die von nun an ihr neues Zuhause sein sollte.

Tief durchatmend ließ sich Hedwig auf das Bett fallen und starrte an die gegenüberliegende Wand. Es gab keine Fenster in dem Zimmer, und sobald die Tür geschlossen wurde, war es stockfinster, weshalb Pauline die Tür einen Spaltbreit offen gelassen hatte. Ein schmaler Lichtstreifen fiel auf die Dielen.

»Da bist du nun, Hedwig«, flüsterte sie ins Dämmerlicht, und auf einmal überkam sie Furcht vor der Zukunft.

Ab sofort war sie auf sich allein gestellt. Niemand würde ihr helfen, und bei dem Gedanken an ihre Brüder erfasste sie auf einmal eine Sehnsucht, die sie nicht erwartet hatte. Sie hatten

sich oft gestritten, aber auch viel zusammen gelacht. Oskar hatte ihr erzählt, was er gerade in der Schule lernte, und auf diese Weise lernte sie ebenfalls. Und Max hatte mit ihr am Fenster gestanden und sich über die Leute lustig gemacht, die sie unten auf der Straße sahen. Oft waren seine Bemerkungen in beißenden Spott getränkt, aber Hedwig hatte sich trotzdem darüber amüsiert.

Sie würde die beiden vermissen.

Doch gleich darauf fiel ihr auch wieder jenes Wort ein, mit dem die Kinder in Weißenfels sie so oft bedacht hatten.

Bastard.

Sie wollte Pauline nicht erklären, warum sie sich schon seit Jahren Hedwig nannte und den ihr von Henriette gegebenen Namen abgelegt hatte. Bereits als kleines Kind hatte Hedwig begriffen, dass diesem Namen etwas anhaftete, eine Scham, ein Stigma. *Ernestine Friederike Elisabeth Mahler* – das war der Name einer unehelich geborenen Tochter, deren Herkunft ungewiss blieb.

Genau das hatte sie nicht mehr sein wollen. Diese Ernestine Friederike Elisabeth Mahler. Tochter der Rosine Henriette Brand, vormals Mahler, in deren Meldeunterlagen so vieles stand. *Aufwärterin, Kochfrau, Zigarettenhändlerin* und *Strickerin* – und die am Ende doch stets das Eine geblieben war: eine *Kokotte*.

Es war in der kleinen Ortschaft kein Geheimnis gewesen, und Kinder konnten boshaft sein. Nicht nur ein Mal waren ihre Brüder in Raufereien hineingeraten, weil ein anderes Kind ihre Mutter beleidigt hatte. So manche Nacht weinte sich Hedwig vor lauter Scham in den Schlaf.

Und dann war eines Tages ein Wanderzirkus nach Weißenfels gekommen, und mit ihm diese glitzernde, leuchtende Theaterwelt, die ihr voller Wunder erschienen war. Gemeinsam mit Max hatte sie sich nach Vorstellungsbeginn an das Zelt he-

rangeschlichen und war unter der Plane hindurchgekrochen. Es wurde ein Stück aufgeführt – *Hedwig, die Banditenbraut*. In dem Moment, in dem jene Hedwig die Bühne betreten hatte, war auch Hedwig Mahler geboren worden. So hatte sie von nun an heißen wollen! Ganz fest glaubte sie daran, dass ihr mit einem solchen Namen alles gelingen könnte.

Natürlich war es nicht einfach gewesen, alle anderen von ihrem neuen Namen zu überzeugen. *Eigensinnig* hatte man sie genannt, und *versponnen*. Nachdem sie sich aber weigerte, auf irgendetwas anderes zu hören, beugte man sich schließlich ihrem Willen, obwohl sie noch keine zehn Jahre war.

In Momenten wie diesem, wenn sie die Furcht packte, dachte sie an *Hedwig, die Banditenbraut*. Furchtlos war sie gewesen. Stur und unbesiegbar und auf eine seltsame Art und Weise schön mit dem zu starken Rouge auf den Wangen und dem stumpfen Requisitensäbel an der Hüfte.

Genau so wollte sie auch sein. Furchtlos.

Entschlossen klappte Hedwig den Koffer auf und zog ihr Alltagskleid heraus. Sie würde sich den neuen Herausforderungen stellen.

KAPITEL 4

»Und so mahnt uns diese Geschichte nicht nur, in uns zu gehen und unser Inneres zu befragen, sondern auch stets Ausschau zu halten nach Möglichkeiten, wie wir Gutes tun können, sei es nun durch eine unterstützende Hand, wenn einer unserer Nächsten strauchelt, oder durch Zuspruch in schweren Zeiten.«

Der Pfarrer sprach in monotonem Ton weiter. Hedwig konnte nicht recht zuhören. Immer wieder schweiften ihre Gedanken ab. Sie war zu erschöpft, um der ganzen Predigt zu folgen, und hoffte, dass der Gnädige mit übernächtigten Dienstmädchen Nachsicht zeigen würde.

Sie war nun schon seit vier Wochen im Hause Rumschöttel tätig. Ihre Tage bestanden aus langen Stunden, in denen sie der alten Frau beim An- und Ausziehen helfen oder sie in den Rollstuhl heben musste. Auch bei der Toilette war Hedwigs Hilfe gefragt.

Am Anfang war ihr die Nähe zu der alten Frau unangenehm gewesen, inzwischen hatte sie sich daran gewöhnt. Frau Rumschöttel mochte auf den ersten Blick streng wirken, doch Hedwig hatte herausgefunden, dass sie einen feinen Humor besaß. Sie machte es ihr leicht, sich einzugewöhnen, sprach von ihren alten Knochen, als ob sie ein Eigenleben besäßen, und kommentierte ihren eigenen gebrechlichen Zustand oft mit Spott, der Hedwig an Max erinnerte.

Nur der Kirchgang am Sonntag stand nicht zur Diskussion, Hedwig musste ebenso mitgehen wie der Rest der Dienerschaft, ob sie nun wollte oder nicht, und das, obwohl dieser Sonntag eigentlich ihr freier Tag war.

Daher saß sie nun zwischen Pauline und Richard, Carl Rumschöttels persönlichem Diener, in der Seitenbank der Thomaskirche und war trotz der faden Predigt dankbar für die Zeit, in der sie einmal nichts Anstrengendes tun musste. Es reichte völlig aus, zum richtigen Zeitpunkt aufzustehen und wieder Platz zu nehmen, das Vaterunser mitzusprechen und gelegentlich Amen zu sagen.

Beim Gemeindelied sah Pauline sie plötzlich überrascht von der Seite her an. Hedwig hatte gar nicht bemerkt, wie inbrünstig sie mitgesungen hatte, während ihre Gedanken wie jeden Sonntag um ihre größte Sorge kreisten.

Würden sie Henriette oder einem der Brüder begegnen?

Viele wohlhabende Bürger nahmen sich für den Weg zur Kirche eine Droschke, aber es war nur ein kurzer Fußweg vom Hause Rumschöttel bis zur Thomaskirche, und so hatte Carl auch an diesem Sonntag seine alte Mutter selbst mit dem Rollstuhl hergeschoben.

Für den Rückweg war dann allerdings Hedwig zuständig, da Carl im Anschluss des Gottesdienstes selbstverständlich im *Coffe Baum* zu einem Frühschoppen unter Männern einkehren würde. Seine Frau Josephine und der Rest der Familie samt Dienerschaft machten sich stets auf den direkten Heimweg, denn pünktlich um ein Uhr gab es Mittagessen, das die Köchin Anna sicher schon vorbereitet.

Hedwig hatte Bedenken, auf diesem kurzen Gang jemandem aus ihrer Familie zu begegnen, schließlich führte er fast direkt an Henriettes Wohnung vorbei.

Was sollte sie dann tun? Vorgeben, Mutter und Brüder nicht zu kennen?

Diese Gedanken lenkten sie dermaßen ab, dass sie sich nicht auf die Predigt konzentrieren konnte. Nur beim Singen fühlte sie sich wohl, und für einen kurzen Moment fielen die Sorgen von ihr ab.

Als der Gottesdienst beendet war, schob Hedwig den Rollstuhl vorsichtig aus der Kirche, doch bei den Treppen zur Straße hinunter musste Richard mit anpacken. Während sie auf den Rest der Familie warteten, trat Pauline zu ihnen.

»Ich wusste gar nicht, dass du singen kannst«, sagte sie zu Hedwig. »Die meisten treffen ja kaum einen Ton.«

Die vorangegangenen Sonntage hatte sich Hedwig beim Singen noch zurückgehalten. Mit der Mutter waren sie nie in der Kirche gewesen, daher hatte sie sich mit den Texten schwergetan.

»Wegen der angenehmen Stimme hab ich sie ja auch eingestellt«, mischte sich Frau Rumschöttel ein.

Das Lob machte Hedwig verlegen, aber etwas musste sie dazu sagen, da die beiden Frauen sie nun interessiert ansahen. »Meine Großmutter soll eine schöne Stimme gehabt haben ...«

Das war keine direkte Lüge, einmal hatte ihre Mutter das tatsächlich behauptet. Selbst gehört hatte Hedwig es allerdings nie. Doch die anderen gaben sich mit dieser Erklärung zufrieden und sprachen stattdessen über das Wetter.

»Es sieht nach Regen aus«, stellte die Rumschöttel mit kritischem Blick in den Himmel fest. »Da wird unsere Spazierfahrt heute wohl ausfallen müssen.«

Pauline murmelte zustimmend, während sie mit kritischem Blick die Leute beobachtete, die in einem stetigen Strom die Kirche verließen. Hin und wieder nickte sie anderen Dienstboten zu, die ihre Herrschaften begleiteten.

»Dann musst du mir heute Nachmittag weiter vorlesen«, forderte die Rumschöttel, und Hedwig nickte, obwohl sie sich auf ein paar freie Stunden gefreut hatte.

Meistens übernahm der Hausherr die Spazierfahrt am Sonntag. Grundsätzlich hatte Hedwig nichts dagegen, den Park zu besuchen. Es machte ihr Freude, ihre Dienstherrin im Rollstuhl über die Wege mit den großen Ahorn- und Kastanienbäumen

zu schieben. Dabei unterhielten sie sich, und Hedwig mochte das raschelnde Grün über ihren Köpfen. Wenn die Leute die alte Rumschöttel grüßten, konnte sich Hedwig einbilden, dass dieser Gruß auch ein wenig ihr selbst galt.

Allerdings war sie auch froh, wenn sie den schweren Rollstuhl einmal nicht schieben musste und den Blasen an den Händen eine Pause gönnen konnte. Außerdem hatte der Postbote am Tag zuvor die neueste Ausgabe der *Gartenlaube* zugestellt, und sie war gespannt auf die neuen Geschichten.

»So, nun aber ab nach Hause!«, rief ihnen Fanny Rumschöttel, Carls Schwester, zu, die mit schnellen Schritten voranging und ihrer Schwägerin auffordernd winkte, weil diese noch mit einer Bekannten plauderte.

Fanny war nur wenige Jahre jünger als ihr Bruder, und obwohl sie als verheiratete Frau nicht mehr in ihrem Elternhaus lebte, geschah dort nichts, worüber sie nicht Bescheid wusste oder was sie nicht gemeinsam mit ihrem Bruder abgesegnet hätte. Der Blick ihrer stechend blauen Augen schien jede noch so kleine Bewegung zu erfassen, jedes noch so kurze Gespräch der Dienstboten zu beobachten. Hedwig hatte großen Respekt vor ihr.

Schnell packte sie die Griffe des Rollstuhls und schob die alte Frau über das Kopfsteinpflaster das kurze Stück den Ring hinunter. Als sie in die Poniatowskystraße einbogen, zog sie unwillkürlich den Kopf ein. Links zweigte die Centralstraße ab, und obwohl sie es nicht wollte, schaute sie hinüber. In einiger Entfernung sah sie einen Jungen mit einer Schiebermütze wegrennen, wie Max sie oft trug. Sie hoffte sehr, dass er nicht schon wieder in Schwierigkeiten steckte.

Wieder einmal plagte sie das schlechte Gewissen: Hatte sie ihre Brüder im Stich gelassen? Vielleicht sogar Henriette? War es ihre Aufgabe als Tochter, den Wünschen und Anweisungen der Mutter zu entsprechen, selbst wenn sie diese als falsch empfand?

Als sie den Blick abwandte, bemerkte sie, dass Pauline sie aufmerksam beobachtete. Doch die Hausdame sagte nichts, wo für Hedwig ihr dankbar war. Sie trugen alle ihre Geheimnisse mit sich herum, sie alle hatten Erinnerungen, die sie gern vergessen wollten.

In der Lessingstraße angekommen, brachte Hedwig ihre Dienstherrin in den Salon, von dort würde Richard sie ins Speisezimmer schieben. Währenddessen rannte Hedwig in ihre Kammer, um das Sonntagskleid gegen etwas Einfacheres auszutauschen. Auch wenn der Raum kaum mehr als ein Kabuff war, so war sie trotzdem froh, ihr eigenes Reich zu besitzen mit einer Tür, die sie hinter sich zuziehen konnte. Abschließen durfte sie laut Dienstbotenvertrag nicht, aber die geschlossene Tür vermittelte ihr dennoch das Gefühl eines Rückzugsortes.

Rasch zog sie sich um und ging anschließend nach unten in die Küche. Dem Duft nach zu urteilen, gab es heute für die Herrschaften einen Braten – wie sich das für einen Sonntag eben gehörte. Die Dienerschaft aß zwar nicht ganz so üppig, aber auch für sie gab es eine gute und nahrhafte Mahlzeit.

Das Einzige, das Hedwig dazutun musste, war, beim Tischdecken zu helfen und nach dem Essen der Köchin mit dem Geschirr zur Hand zu gehen. Es war wirklich nur leichte Hausarbeit, die man im Hause Rumschöttel neben ihrem Dienst an der Alten von ihr erwartete.

An diesem Tag gab es für die Bediensteten eine kräftige Brühe, die Anna aus Rinderknochen gekocht hatte, mit Kartoffeln vom letzten Jahr darin. Sogar frisch gebackenes Brot wurde gereicht. Neben Pauline, der Köchin Anna, Richard und ihr selbst aß auch noch Richards Frau Marie am Gesindetisch, die die Unterhaltung beinahe allein bestritt, weil sie so viel redete. Außerdem der Kater Schnurr, der bereits auf einem Auge blind war und so alt, dass alle damit rechneten, er würde jeden Moment umfallen. Doch bisher verspeiste er die für ihn hingestell-

ten Reste des Essens mit kräftigem Appetit. In dieser Hinsicht ähnelte er seiner Herrin, der alten Rumschöttel.

Hedwig wollte sich gerade ans Abspülen machen, als bereits die Herrschaft nach ihr klingelte. Pauline verdrehte die Augen, denn nun würde in der Küche eine Hand beim Abwasch fehlen, aber das ließ sich nicht ändern. Mit einem entschuldigenden Blick nahm Hedwig die Schürze ab und rannte hinauf ins Speisezimmer.

Offenbar konnte es Frau Rumschöttel kaum erwarten, mit der Lektüre der neuen *Gartenlaube* zu beginnen. Hedwig war es nur recht, Vorlesen war ihr allemal lieber als Abspülen. Mit Richards Hilfe brachte sie die alte Dame in ihr Zimmer im hinteren Teil des Hauses, und Hedwig half ihr in ihren Lieblingsessel, dessen Polster bereits ganz verschlissen war. Davor plazierte sie den Schemel, damit die alte Frau die Füße darauflegen konnte. Inzwischen wusste sie, dass dies die bequemste Haltung für ihre Dienstherrin war.

Das Zimmer selbst war hell und geschmackvoll mit nicht mehr ganz neuen Möbeln eingerichtet. Die Sitzecke mit dem Sessel und zwei gepolsterten Stühlen befand sich direkt vor dem großen Fenster, das zum Hof zeigte und viel Licht in den Raum ließ. An der langen Seite des Raums standen Bett und Waschtisch, obwohl es in einem so wohlhabenden Haus natürlich auch ein richtiges Badezimmer gab. Aber für die alte Frau war es leichter, die Toilette in ihrem eigenen Reich vorzunehmen, auf diese Weise musste sie keine Treppen überwinden.

Die Zeitung hatte Frau Rumschöttel mitgebracht und hielt sie Hedwig auffordernd entgegen. »Fang am besten gleich mit der Geschichte der Marlitt an. Das andere können wir später lesen.« Sie sprach es aus, als müsste Hedwig den Namen kennen, dabei hatte sie noch nie von dieser Autorin gehört.

Ihr war schon aufgefallen, dass die alte Frau bei der Auswahl ihrer Lektüre zwar großen Wert auf Abwechslung legte, aber

dennoch eine Handvoll Autoren favorisierte, die in ihren Augen kaum eine langweilige Zeile produzieren konnten. Durch sie lernte auch Hedwig neue Schriftsteller kennen, deren Bücher sie sich selbst nie hätte leisten können.

Hedwig setzte sich und blätterte auf Seite fünf, auf der es losgehen sollte. »*Amtmanns Magd* ... Kapitel eins. *Die alte Frau Oberforstmeisterin war schon seit länger als einem Jahr verstorben. Ein Jahr ist für die Toten, die bekanntlich schnell vergessen werden, eine lange Zeit, und die alte Dame im Hirschwinkel hatte nach landläufigem Ausdruck keinerlei Freundschaft hinterlassen – es war um ihretwillen weit und breit auch nicht das kleinste Stück Trauerband gekauft und angelegt worden.*« Hedwig hielt inne und räusperte sich. Das erschien ihr doch zu traurig. Fragend sah sie Frau Rumschöttel an. Wollte sie das wirklich hören?

Doch die Alte machte nur eine ungeduldige Handbewegung.
»Lies nur weiter.«

Also las Hedwig Zeile um Zeile, Satz um Satz bis zum Ende des ersten Kapitels, es handelte von einem Landgut in Thüringen und einer Begegnung zwischen einer Magd und einem geheimnisvollen Fremden.

Der Fremde entpuppte sich als neuer Herr des Guts, die Magd als Dienerin seines Pächters, wenn Hedwig das alles richtig verstanden hatte. Ganz sicher war sie sich nicht, denn sie musste sich ziemlich auf die langen Sätze konzentrieren, damit sie sich nicht verhaspelte. Und dann war der Text plötzlich zu Ende, das nächste Kapitel würde in der nächsten Ausgabe abgedruckt, und die gab es erst in einer Woche.

»Wie die Geschichte wohl weitergeht?«, fragte die Rumschöttel grübelnd.

»Ich glaube, ich habe gar nicht alles mitbekommen«, antwortete Hedwig unsicher.

Die Alte legte den Kopf schief und musterte sie. »Willst du die Geschichte noch einmal für dich in Ruhe lesen?«

Daran hatte sie auch schon gedacht, sich bisher aber nicht zu fragen getraut. »Wollen die Herrschaften die Zeitung nicht noch lesen?«

Die Alte schnaubte belustigt. »Mein Sohn interessiert sich nicht für diese Art Unterhaltung. Und meine Schwiegertochter ...« Ihr Blick wurde hart. »Nun ja, wo deren Interessen liegen, weiß der liebe Gott..«

Dass das Verhältnis zwischen Carls Gattin Josephine und seiner Mutter angespannt war, wusste im Haus jeder. Die meiste Zeit schwiegen sie sich an, und wenn sie doch einmal miteinander reden mussten, sprach die alte Rumschöttel meist mit einem spöttischen Unterton, den die Schwiegertochter mit einem verkniffenen Zug um den Mund ignorierte.

»Nimm die Zeitung einfach nachher mit hinauf, und dann bring sie morgen früh wieder nach unten in den Salon. Und ganz bestimmt sind auch noch ein paar alte Ausgaben irgendwo im Haus. Die kannst du ebenfalls haben. Solange du nur dafür sorgst, dass die aktuelle Ausgabe tagsüber im Salon liegt, wird das kein Mensch merken. Außerdem habe ich dir das jetzt erlaubt..«

Hedwig bedankte sich knapp, aber höflich, denn Überschwänglichkeiten waren im Hause Rumschöttel nicht üblich, schon gar nicht zwischen Bediensteten und Herrschaft.

Inzwischen hatte es draußen zu regnen begonnen, was bedeutete, dass sie nicht mehr spazieren gehen würden. Daher verbrachte sie den weiteren Nachmittag mit dem gelegentlichen Vorlesen und mit Botengängen. Frau Rumschöttel ging für gewöhnlich nicht allzu spät schlafen, und an diesem Tag war sie – wie immer am Sonntag – besonders früh müde. Der Kirchgang, das opulente Essen und die Konversation beim Abendessen forderten ihren Tribut, und gegen halb neun hatte Hedwig ihr bei der abendlichen Toilette geholfen, das Tageskleid gegen ein Nachthemd ausgetauscht, das Haar in einen langen Zopf geflochten und ihr schließlich ins Bett geholfen.

Da es sonst keine Aufgaben mehr für sie zu erledigen gab, zog sie sich in ihre Kammer zurück, unter dem Arm die zusammengerollte Ausgabe der *Gartenlaube*. Pauline schickte ihr zwar einen spöttischen Blick hinterher, als sie sich auf dem Flur begegneten, sagte jedoch nichts. Durch sie hatte Hedwig gelernt, dass es durchaus so etwas gab wie die Kunst des erzählenden Blickes – denn Paulines Blicke sprachen wirklich Bände.

Die anderen Dienstboten hatten inzwischen jedoch bemerkt, dass Hedwig die ihr übertragenen Aufgaben gewissenhaft erledigte und von der Herrschaft entsprechend geschätzt wurde. Sie respektierten ihre Bereitschaft, ohne Klagen schwer zu arbeiten.

Nicht alle wohnten wie sie selbst bei Rumschöttels in der Lessingstraße. Pauline ging an jedem Abend nach Hause, wo sie noch für den Mann und eines ihrer drei Kinder Abendbrot zubereitete und dann wahrscheinlich todmüde ins Bett fiel. Die beiden älteren Söhne waren bereits aus der elterlichen Wohnung ausgezogen und gingen in die Lehre, wo sie auch wohnten. Es war ein anstrengendes Leben für die ältere Frau, und ganz sicher hatte sie abends weder Zeit noch Muße für Lektüre. Vermutlich sah sie in Hedwigs Interesse an den Geschichten der *Gartenlaube* ein Zeichen für zu wenig Arbeit und Anstrengung.

In der Kammer zündete Hedwig eine Kerze an und schlug den Beginn der Geschichte auf. In aller Ruhe las sie noch einmal über die Begegnung der Magd mit dem zukünftigen Herrn von Hirschwinkel, und die Worte, die sie nicht gleich verstand, schrieb sie in ihr Notizheft.

Letztwillige Verfügung, Kienrüßbrenner, Wiesewachs.

Manches konnte sie sich aus dem Zusammenhang erschließen, und auch dazu machte sie sich Notizen. Besonders gut gefiel ihr, dass es einige Stellen gab, in denen direkt von der Leber weg gesprochen wurde. Im Verhalten der Magd erkannte sie sich selbst. Es war immer gut, Vorsicht an den Tag zu legen, besonders fremden Männern gegenüber, seien es nun vermö-

gende Gutsbesitzer oder arme Teufel, so viel hatte Hedwig trotz ihres Alters längst begriffen.

Als sie mit der Geschichte fertig war, kramte sie in der Blechkiste nach den Notizen aus Weißenfels. Vater Birkners Geschichten waren ganz anders als das, was sie gerade gelesen hatte. Da ging es um Waldwesen und Geister, freche Burschen und listige Handwerker. Es waren Fabeln und Märchen. Bei der Marlitt las sich alles so, als ob es tatsächlich in dieser Welt stattgefunden hätte oder hätte stattfinden können.

Hedwig liebte die Geschichten ihres Ziehvaters, aber die Erzählung, die sie an diesem Sonntag gelesen hatte, löste ein anderes Gefühl in ihr aus.

Etwas wie Hoffnung.

Sie würde in ihrem Leben vermutlich keiner Fee begegnen, und wahrscheinlich würde sie auch keinen reichen Gutsbesitzer heiraten – aber Weiteres lag immerhin im Bereich des Möglichen. Es schien nicht undenkbar, dass auch Leute wie sie ein besseres Leben führen konnten. Einen ersten Schritt hatte sie mit der Anstellung bei Rumschöttels schließlich schon getan. Weitere sollten folgen.

Als sie die Seiten mit Birkners Geschichten wieder zusammenschob, überkam sie mit einem Mal Sehnsucht nach Weißenfels. Sie wollte dem Ehepaar Birkner gern erzählen, dass es ihr besser ging und sie nicht mehr daheim bei der Mutter wohnte. Sie wollte ihnen zeigen, dass ihr Weg nicht durch ihre Herkunft vorbestimmt sein musste.

Daher beschloss sie, an ihrem nächsten freien Tag zum Bahnhof zu gehen und sich zu erkundigen, was ein Fahrschein nach Weißenfels kostete.